

(Nachdruck verboten.)

21]

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. Belle Grazie.

„Got's eh' a Teufl ausg'unna. So a recht Großschädleter holt.“

„Und dös mit die Kontributionsfonds, dös war erst 's Rechte g'west,“ brummte der Ortsrichter. „Wonn mirs nämlich wirklich ongnomma hätt'n, wia's im Dekret g'stand'n is!“ — „Insoweit dies, ohne die Sicherstellung des untertänigen Samenbedarfes zu gefährden, gesch'eh'n könne,“ buchstabierte Hilmer wieder von der Wand herab.

„Gonz richti,“ nickte der Ortsrichter. „Wonn ma ober woach, aus wia viel Soch'n sich so a Kontributionsfonds z'sommsetzt... Bom Körndl ong'songt bis zu den Bonifikationen für die Fuhr'n und Liefung'n in Kriegszeit'n. Und dös oll's seit Maria Theresias Zeit'n her! Und doh an ird' in der Gmoan so viel Recht dron hot, ols er dozu beitr'og'n hot. Und irzt soll aner dovon wegnehma, um den oder an ondern oz'lös'n... No, os hätt's schöne G'sichter g'mocht, wenn i enk mit dem Durinonder kamma war. Und nacher... bis ma an ird'n sein Onteil ausg'rechn't hätt', bloh am Körndl! Von Maria Theresias Zeit'n her... Wonna — die ganze Gmoan hätt' bluatige Schäd'l kriagt!“

„Woher is! Wer loht sie denn wos nehma?“ fiel Böllner ein. „S — nit!“

„S — eh a nit!“

„Freili,“ nickte Jüry mit blickenden Augen.

„Und do liegt d'r Hos im Pseffer! Durinonderheb'n hob'n s' uns holt woll'n, die gnädig'n Herrn!“

Als Jüry dies sagte, trat der Wirt, der einen Augenblick am Fenster gestanden, rasch und wie angelegentlich an den Schanktisch, obwohl gerade jetzt niemand seine Dienste forderte, denn eben spielte die Musik zu einem „Steirischen“ auf. Gleich darauf kam die Wirtin aus der Küche gelaufen und gab ihrem Gatten einen Wink. Der nickte ihr bloh zu und hantierte wieder weiter zwischen seinen Gläsern und Flaschen, hüstelnd und sichtlich beflissen, als handle es sich um durchaus geschäftliche Angelegenheiten. Wår' nur nicht dieses Lächeln um seine Lippen gelegen! So ein Lächeln — heimtückisch und verkrochen. Dem Ortsrichter wollte es schon lange nicht gefallen, dieses Lächeln heute! Denn der „Böhm“ gehörte noch immer zur Herrschaft, das wußte man und wenn „was los war“, hatte auch der Predal immer seinen „Wind“. Wenn es nur nicht so unangenehm gewesen wäre, jemandem die Freud' zu verderben! Aber da sah der gute Jüry, freute sich des Weines und seiner Tat und ahnte sichtlich nichts Schlimmes.

„Zedenfalls ist's gut, ich geh einen Augenblick hinaus und schau, wen „der Böhm“ kommen g'seh'n,“ dachte der Ortsrichter. „Und ganz im geheimen dachte er noch: „Ginausgeh'n brauch ich nacher a nit mehr, wenn wos los is, wenigstens is ma nit dabeig'west!“ Er war eben auch nur ein armer verprügelter Bauer, der gute Ortsvorstand von Lorowitz!

Einen Augenblick später wurde die Tür der Gaststube aufgerissen. Gewehrläufe blitzten auf und die Goldkokarden an der Amtsmütze der herrschaftlichen „Draben“.

„Im Namen des Gesezes!“

Dem alten Hilmer, der eben zum Trunk angesetzt, fiel das Glas auf den Tisch. Die anderen erblickten. Eine tiefe, atemlose Stille lagerte wie eine dunkle Wetterwolke über dem Raum, der noch vor kurzem vom Gelächter der Besessenen widergehalten. Leise, ganz leise kam unter dem Tisch das Getöse der Flugblätter hervor, die der alte Hilmer mit bebenden Händen in der Tasche seines langschößigen Rockes verschwinden ließ.

„Georg Jilly!“ rief der Gendarm mit fester Stimme in das Schweigen hinein. Eine tiefe Röte schlug in die Schläfen des alten Mannes und einen Augenblick griff er wie schwindelnd um sich... Was er auch getan — daß man ihm so kommen, ihn so wegholen würde, mitten aus dem Festjubiläum heraus, vor der ganzen Gemeindegemeinde! Er konnte es nicht fassen, suchte umsonst nach einem Wort und fand doch kaum den

Atem, als sollte ihm das Herz in der Brust zerbersten, aus Scham und Born über die Schmach, die man ihm antat.

„Des seid's verhaftet!“ sagte der Gendarm, da Jüry noch immer nicht Miene machte, seinen Platz zu verlassen. „Geht's also gutwillig mit, widrigenfalls...“

Jüry sah ihn bloh an.

„Widrigenfalls das Patrimonialgericht kraft landesherrlicher Befugnis ermächtigt ist, Enf mit Gewalt an Ort und Stelle zu bringen!“

In die Augen des alten Mannes trat plötzlich eine unheimliche Heiterkeit. So ein Blick, der wie ein Lachen war und zugleich auch eine einzige Verachtung. Und während er diesen Blick erst über die feig verstummte Runde seiner Kameraden gehen ließ und von den Kameraden wieder nach dem Gendarmen zurück, der unterdes ganz dicht an ihn herangetreten war, sprach er mit lauter Stimme: „Un Du holst mi ein — Du?! A — Bauernbua den Bauern?“

Der Gendarm errötete, wollte etwas sagen, besann sich aber noch zur rechten Zeit.

„Na freili,“ fuhr Jüry fort, „woann's amol so weit is — do bleibt wohl nix anders übril! Psüat God,“ nickte er mit demselben Lächeln nach den Kameraden zurück, „und geht's brav weider im Kummel!“

„Er hat nichts mehr zu reden,“ fuhr ein herrschaftlicher Drab dazwischen. „Gätt' er lieber seine Arbeit prästiert —“

„Mit so an red' i überhaupt nix,“ erwiderte Jüry kurz.

„Und irzt — vorwärts!“ Er erhob sich.

„Rein, hint' umma,“ wehrte er sich noch, als ein Drab die Eingangstür öffnen wollte. „Ch' i mi on den Meinigen so vorüberfuhr'n loss, derstech i mi ehender!“ Seine Hand fuhr nach einem Brotmesser, das auf dem Tische lag.

Der Gendarm gab den Draben einen Wink — es sollte genug sein! Darauf öffnete der Wirt wieder die Küchentür. Ueber den Hof und an den Ställen vorüber ging es zwischen den Gärten durch hinten hinaus.

Und über die blühenden Hecken scholl die Musik und der Tadel des Festes, um das sich Jüry nicht bringen lassen wollte.

4.

Dedung Petrowik.

Wenn der Frühling kam, hatte der gnädige Herr von Lorowitz immer gewaltig viel zu tun, so viel, daß Förster und Heger und Leibjäger „kaum die Hosen wechseln“ konnten, wie man in Lorowitz sagte. Die Gast begann mit den Schnepfen. Wenn die so „um Okuli“ heranzogen und der Schatten ihres „Strichs“ auf die schlummernde Ebene fiel; die frühlinggrünen Zweige des Waldes da und dort von einer knackten, die sich zu kurzer Rast wandermüde niedergelassen, durften die Heger kein Auge schließen. „Ich leg mich ja auch nicht auf's Ohr, wenn es drauf ankommt,“ pflegte der gnädige Herr von Lorowitz zu sagen. Daß er dafür ganze Tage verschließ, kam weiter nicht zur Sprache. Wohin käme die Welt samt dem lieben Gott, wenn kein Unterschied wäre? Das war die Meinung des gnädigen Herrn, und die anderen hatten sich einfach danach zu richten; wozu waren sie sonst da?

Einige Wochen später ging es „auf den Hahn“. Auch diese Rader hatten die üble Gewohnheit, meist in früher Morgenstunde zu balzen, und die kirchenstillen Wälder widerhallten förmlich von ihren Liebesrufen. Ein Vorkahn wirkte weniger aufregend. Hatte man den ersten und sonst etwas Lustigeres vor, ließ man die anderen einfach „abschießen“. Aber wenn der „große Hahn“ laut wurde... Himmelsakrament! Der hielt auch den gnädigen Herrn in Atem.

Die uralten Eichen- und Buchenwälder, die sich wie eine grüne Schleppe über die schollenbraune Erde zogen, waren wie geschaffen für dieses brünstige Geheul und Gejaul. Tiefe Schatten, kaum begangene Pfade, nur selten eine Lichtung. Warum die Rader aber gerade jenen Teil so liebten, der gegen die „Dedung Petrowik“ strich — das wußte der Teufel! „Weil man ihnen dort nur von einer Seite anfangen,“ meinten Heger und Förster. Die Meinung hatte etwas für sich. Denn die Wurzeln der uralten Buchen wurden hier von den glinsenden Wellen mächtiger Teiche bespült, die still und schilsummgrenzt in sich ruhten. Da glaubte sich das Geflügel geborgen. Erst

Im Herbst, wenn die Suche „auf die Gans“ kam und die Gunde mit triefenden Leszen durchs Ried brachen, wurde es auch hier laut. Sonst gurgelten nur die Unken ihren melancholischen Chor in die Nacht hinein, der sich wie eine gespenstische Stimme der regungslosen Tiefe anhörte; oder ein Fisch schnellte auf, glockte mit blöden Augen ins Licht und plätscherte wieder in das lauernde Wasser zurück, während die silbernen Kreise seines Sprunges weiter und weiter liefen, bis ihre letzte Welle mit einem schwermütigen Gegluck an die alten Baunwurzeln schlug.

Und weil die Schneffe hier am liebsten strich, der Sahn am schwierigsten anzugeh'n war, hatten die gnädigen Herren von Vorowik gerade an den Saum dieses Waldes ihre Jagdhütte hingestellt; mitten in den Ginster und wilden Kummel hinein, der von der Dedung Petrowik seine goldenen Wellen gegen den Reich schlug. „Die Schweighütte“ nannten die Bauern das aus Fachwerk gezimmerte Häuschen. Aber der Name lautete beileibe nicht auf das Schweigen zurück, mit dem die Jäger hier das Wild anschlichen. Er kam vielmehr über allerhand dunkle und wüste Abenteuer her, die hier einen schmutzigen oder traurigen Abschluß gefunden. Natürlich sah für die gnädigen Herren von Vorowik. Die „beutelten sich immer wieder ab“. Und schließlich, wer war dabei gewesen? Nicht nur die gnädigen Herren, auch die armen Opfer ihrer Vergnügungen hatten allen Grund zu schweigen.

Nier, fünf Monate nach einem solchen Jagdbergnügen mußte meist ein Heger oder sonst ein herrschaftlicher Diener heiraten, ob er nun wollte oder nicht. Die Braut war natürlich immer eines der hübschesten Mädchen und ihr Vater plötzlich in der Lage, ihr eine ganz nette Aussteuer zu geben. Schrie eines Tages das Kind zu früh in der Wiege, rechnete man im Dorf auf die letzte Jagd zurück. Und war die Frau aus dem „Kindbett“, bekam sie die ersten Schläge. Daß der glückliche Vater sich nach und nach zu „verlaufen“ begann, war man auch schon gewohnt. Um die Schweighütte aber spielten, wenn nicht gerade gejagt wurde, die Kinder der Heger. Und zuweilen geschah es wohl, daß eines der Kleinen sich auf die Behen hob, um durch die grünen Räden zu blinzeln, was es darin wohl geben möge? Sprach der Vater doch so oft von dieser Hütte, und so oft er davon sprach, bekam die Mutter Schläge! Wenn man aber hinein sah, war niemand drinnen. Niemand und nichts, als ein paar dickhäuchige Flaschen, die noch von der letzten „Jagd“ her auf dem Tische standen. Da sollte so ein blonder, wüßbegieriger Hühnerkopf flug daraus werden? Und so kletterte der Kleine wieder herab und spielte weiter, glücklich, ahnungslos, unter den Fenstern der — „Schweighütte“.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

191

Die Meisterin.

7.

Wie ein Irdisch war die Gretel, das Mädel vom Glück-Schuster.

Schon über eine Stunde saßen die beiden Burschen, der Joseph und der Paul in der kleinen Wohnstube des Schusterhäufels und erwarteten den Meister, der, wie ihnen berichtet worden war, nur ins Dorf hinunter war, um sich ein bißchen Tabak für die Sonntagsnachmittagspeise zu holen; aber noch nicht fünf Minuten hatte das Quecksilber auf einem Fled verharren können.

Erst mußte sie, nachdem in der Küche die Arbeit getan war, sich am Ofen, dann am Tisch zu schaffen machen, der bereits für den Bespercaffee gedeckt wurde. Als sie damit fertig war, gefiel ihr die Anordnung der billigen Porzellanfigürchen, der künstlichen Blumensträuße, Bilder und Kästchen auf der Kommode nicht, daß sie daran herumhantieren, die Säckelchen hier hin und da hinstellen mußte, um neue Wirkungen auszubprobieren. Das bot so schöne Gelegenheiten, den neuen Gast, den sie nur selten und flüchtig gesehen, von dem sie aber öfter schon gehört hatte, heimlich in dem goldgerahmten Spiegel, der über der Kommode hing, genauer zu betrachten, ihn auch einmal, wenn er solchen Blick im Glase auffing, sofort herausfordernd anzulächeln.

Blöcklich war ihr eingefallen, daß sie in den Schubladen etwas hatte suchen wollen, frante bald in dem einen, bald in dem anderen, warf alles durcheinander und fand doch nicht, was sie brauchte. Und immer war das Klappermäuschen in Bewegung, im Tonfall nicht ausdringlich und schrill wie bei Weibern, die den Mund viel gebrauchen; ihr Reden ging vielmehr hell und einschmeichelnd, von silbernem Auflachen unterbrochen. Von allen und allem und über alles wußte sie etwas, daß es das Aussehen hatte, als sei sie ein kluges Mädchen; sie prahlte ein wenig mit dem, was sie konnte und wie sie war, aber doch immer so, daß man ihr gerne zuhörte.

Jetzt stand sie mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt, die Wogen nach hinten auf das Fensterbrett gestützt, so daß die Brust

voll und rund unter der dünnen Blandrucksjade hervortraf. Unter den naiv bewundernden Blicken des Tischlerssohnes, der kaum ein Wort hervorbachte und sie nur immer ansah, drehte und wandte sie sich mit ziellicher Grazie hin und her, sich wohl bewußt, daß sie mit jeder Bewegung neue Reize ihres schlanken Mädchenleibes enthielte.

Gar nicht sattsehen konnte der Paul sich an dem hübschen Mädchen, das seine Sinne vom ersten Augenblicke an gefangen genommen hatte. Immer wieder glitten seine bewundernden Blicke über das volle blonde Haar, in dem das, am Nachmittag heller und silbriger gewordene Novemberlicht spielte, über die feine pfirsichsamtene Rundung der Wange und des Kinns, über die in sanfter Linie abfallenden Schultern, über die runde Brust, über den ganzen, wie eine Gerte biegsamen Körper. Ein seltsam schweres und dennoch so unsäglich süßes Gefühl war in dem noch völlig naiven Burschen nach geworden, der bisher gewöhnt gewesen war, in allem Mädchen nur Menschen schlechtthin, nicht Geschlechtswesen zu sehen.

In der Stube hatten die beiden Burschen, als sie kamen, niemand getroffen. Grau wie Staub lag das trübe Novemberlicht, das durch die Scheiben der kleinen Fenster fiel und in der Wasserfugel auf dem Schusterisch sich spiegelnd brach, auf den Möbeln, auf allem Arbeitsgerät des Meisters, der seine Werkstatt in der einen Fensterede aufgeschlagen hatte, und gab der kleinen Stube ein ödes Aussehen.

Das Klappern von Tassen und Tellern, das aus der Küche über dem Hausflur herüberklang, verriet dem Joseph, wo eine Menschenseele zu finden war.

Als er die Tür zur Küche öffnete, rief die Gretel ihm, ohne sich umzusehen, über die Schulter zu:

„s is niemand d'rheeme!“

„Sein Sie niemand?“ lachte der Joseph und kniff sie neckend in den bloßen Arm.

Nach drehte sie sich nach dem Reden um:

„Ach, Sie seims! Das hätt' ich mir denken können!“

„Warum denn, hä?“

„So unverschämt is sonst keiner nich!“

„Na, na! Wenn man so hübsche Arme sieh, da wird man halt so!“

„Was gehn denn Sie meine Arme an, hä?“

„s freut sich doch a jedes, wenn's so was Hübsches sieh!“

„Sehn Sie amal da, meine Hand,“ und sie hielt ihm ihre nasse Rechte unter die Nase, „die is noch viel hübscher, und die können Sie gleich zu fühlen kriegen!“

„O jemerich,“ rief der Joseph scherzend und zog sich vor der Resoluten nach der Tür zurück, „da mach' ich lieber lang!“

Beim Rückwärtsgehen trat er dem Paul, der erst draußen geblieben, bei dem Wortwechsel der beiden aber durch die offen gebliebene Tür getreten war, unversehens auf die Füße, daß der ihm mit einem Fluche einen Buß in den Rücken gab.

„Jeses, das war'n wohl Deine Hühneraugen, na gell?“

„Auf wem's seinen Füßen machen denn Sie Landpartien?“ fragte die Gretel, die erst jetzt den Burschen bemerkte.

„Kennen Sie 'n nich, hä?“

Da ging ein Erkennen wie freundliches Lachen über ihr Gesicht:

„Ja,“ rief sie, „der Rother Paule, gell?“

„Nu freilich!“

Nach trocknete sie die Hand an der groben Sackleinwand-schürze ab, die sie bei ihrer Arbeit vorgebunden hatte, und reichte sie, ein herfürerisches Lächeln um den hübschen, roten Mund, dem verlegenen Burschen.

„Guten Tag,“ sagte sie und schüttelte kräftig seine etwas verb zugreifende Lage, ohne mit einer Miene zu verraten, daß sein Druck sie schmerzte. „Das is aber hübsch, daß Sie auch amal zu uns kommen!“

Dabei sah sie ihn lange mit leuchtenden Blick an.

In den Gesichtern der beiden stieg langsam ein leises Rot auf, das noch dunkler wurde, als der Joseph neckend rief:

„Na, na, verguckt Euch od nich!“

Da ließen sie voneinander.

Dieser Blick hatte es dem Paul angetan, und während der Stunde, die sie nun schon da waren, hatte er ihn immer wieder suchen müssen, bis ihm die Gretel ihn von neuem schenkte. Dann war wieder das tiefe Rot in seinem Gesicht.

Der Joseph hatte längst gemerkt, was in dem jungen Burschen vorging, und mit hämischer Freude dachte er: Wenn das die Meisterin wüßte, na he! Was die od sagen täl!

Und sein zweiter Gedanke galt dem Glück-Karl. Er kannte jetzt die Geschichte des Rother-Haufes bis ins einzelne und wußte, wie das Herz des Freundes nach Rache säric. Hier sah er einen Weg für diese Rache. Der Paul und die Gretel! Wenn die ein Paar würden, mußte das für die Meisterin der Tod sein! Er vermochte es kaum zu erwarten, bis er mit dem Freunde diese neue Wendung besprechen konnte und sah nach der Uhr.

„Gelt, der Vater bleibt lange?“ fragte die Gretel, die diesen Blick des Joseph bemerkt hatte.

„Ach, ich hab' ja Zeit!“ meinte der Paul und sah sie an.

Die kranke Mutter hatte er völlig vergessen.

„Ja, muß doch amal sehn, ob er nich bahle kommt!“ meinte der Joseph, dem daran lag, den Freund schon vorher zu verständigen, und stapfte zur Tür.

„Gehn Sie 'm hoch a Stück entgegen,“ riet die Grete.

Da erhob sich der Paul und wollte mit.

„Bleib Du od!“ wehrte der Geselle und warf, ehe er die Tür hinter sich schloß, dem Mädel einen listigen Blick zu, der sie rot werden ließ.

Berlegen schwieg sie, und da auch der Paul nichts sagte, war zwischen den beiden eine Zeitlang Stille, die das Ticken der Uhr an der Wand hörbar werden ließ.

(Fortsetzung folgt.)

83. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Karlsruhe, 27. September 1911.

Aus der Fülle der in den Abteilungen gehaltenen Vorträge heben wir die Behandlung der

Sommersterblichkeit der Säuglinge

in der Abteilung für Kinderheilkunde hervor. Josef Prensnitz-Graz besprach den Einfluß der Temperatur, der Luftbewegung und Luftfeuchtigkeit auf die Säuglingssterblichkeit und hob vor allem die Wichtigkeit der Brustmahlung hervor; er meinte, daß alle künstlichen Kuhmilchpräparate die Muttermilch nicht ersetzen können und verlangt die Erhebung einer allgemeinen Statistik, bei der die individuellen Verhältnisse eines jeden verstorbenen Kindes berücksichtigt werden, insbesondere die Bedeutung der Wohnung für das Wohl und Wehe des Säuglings. Diese Bedeutung ist immer mehr erkannt worden, wenn man sich auch nicht darüber einigen konnte, ob die Wohnungsverhältnisse in erster Linie an der Höhe der Säuglingssterblichkeit schuldig sind. Der Vortragende bespricht dann die Abhängigkeit des Wohnungsklimas vom Bau der Häuser und den günstigen Einfluß, den eine zweckmäßige Behandlung der Wohnung durch Lüftung auf die Kindersterblichkeit haben kann und führte zum Schluß ein Modell vor, das die günstigen Verhältnisse in bezug auf Ventilation und Luftbewegung bei durchlüftbaren Wohnungen zeigt im Gegensatz zu den nicht durchlüftbaren Wohnungen.

Zu derselben Frage führte Professor Rietschel-Dresden aus, daß die große Sterblichkeit der Säuglinge eine Folge der Einwirkung der Hitze auf die Kinder sei. Wärmestauungen führen bei den Kindern zur Bewußtlosigkeit und Hyperthermie (Ueberswärme). Tödlich verlaufene Fälle zeigen, daß Erbrechen und Durchfall nicht unbedingt dabei sein müssen. Selbst Brustkinder können unter diesem Krankheitsbild zugrunde gehen, wie wir in diesem Sommer öfter beobachten konnten. Vorübergehende Wärmestauung kann ertragen werden. Zu schweren Erscheinungen kommt es aber, wenn die Wärmestauung durch Einwickeln und Zudecken der Kinder noch gesteigert wird. Pastöse Kinder scheinen zu dieser Form besonders disponiert. Die in besonders heißen Sommern auftretenden Todesfälle kommen hauptsächlich in den heißeren Proletariatswohnungen vor. Es ist sicher festgestellt, daß künstlich ernährte und ernährungsranke Kinder unter gleichen Wärmebedingungen leichter auf erhöhte Temperaturen reagieren als gesunde Kinder. Es ist sehr wahrscheinlich, daß selbst bei gesunden Kindern durch eine Hyperthermie Durchfälle ausgelöst werden. Die mit Kuhmilch genährten Kinder sind weit mehr gefährdet als andere Kinder. Es ist aber falsch, die schädliche Wirkung ausschließlich in der Hyperthermie des Kindes zu sehen, vielmehr ist die Wärmewirkung und ihre Schädigung für das Kind viel komplizierter. Es ist sehr wahrscheinlich, daß durch kombinierte Wirkung mehrerer Faktoren die verschiedenen Fälle ihre Erklärung finden. Klinisch experimentelle Beobachtungen machen diese Anschauung wahrscheinlich. Die Prophylaxe und die Therapie müssen daher mehr als bisher bestrebt sein, den Hauptwert auf die Entwärmung des Kindes beziehungsweise Umgebung des Kindes zu legen. Auch ist die Nahrungsmenge mehr einzuschränken als zu vermehren. Da die eigentliche Gefahr für die Säuglinge in der Wohnung liegt, so muß eine allgemeine Wohnungshygiene diesen wichtigen Faktor bei jedem Wohnungsbau berücksichtigen und dafür sorgen, daß die eigentlichen Sommersterbehäuser möglichst beseitigt werden. Das Problem der Milchhygiene darf nicht ohne weiteres mit dieser Frage verquillt werden, sondern muß als Sonderproblem behandelt werden. Die Wohnungstemperatur in den Proletariatswohnungen ist selbst in kühlen Wohnungen sehr hoch; daher erfordert die Lösung des Problems der Sommersterblichkeit der Säuglinge die Beantwortung der Frage, in welcher Weise die hohe Wohnungstemperatur herabgemindert werden kann. Für die Sommerkindersterblichkeit sind daher die Mitschuldigen die bakterielle Verkeimung der Nahrung, im speziellen der Milch, und die Hitze.

Nachmittags sprach in gemeinsamer Sitzung aller Abteilungen der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe zunächst der bewährte Karlsruher Chemiker, Professor Heber über

Elektronenemission bei chemischen Reaktionen.

Man kann die Elektronen wohl als das jüngste Kind der Physik bezeichnen; um die Wende des Jahrhunderts wurde die Erkenntnis gewonnen, daß die negative Elektrizität aus diskreten (getrennten), einander gleichen Teilchen einer feineren Materie

besteht, eben den Elektronen, die durch die verschiedensten physikalischen Hilfsmittel zum Austritt aus den Stoffen gebracht werden können. Beobachtungen an Spektrallinien unter der Einwirkung magnetischer Kräfte beweisen, daß die Schwingungen solcher Elektronen im Atom, dem kleinsten bisher angenommenen Bestandteil der Körperwelt, die Ursache der aus Linien bestehendem Spektrum sind, und so wurde man zu der Vorstellung genötigt, daß die Elektronen Bausteine der Atome, diese also noch sehr komplizierte Massen sind, und es wurde sogar die Hoffnung geweckt, die Lösung des uralten Problems nach dem Zusammenhang aller chemischen Elemente nahe zu kommen, da ihre Verschiedenheit vielleicht als bedingt durch die Einlagerung verschieden zahlreicher und verschieden angeordneter Elektronen in dieselbe Grundsubstanz aufgefaßt werden kann. Freilich ist in den letzten Jahren klar geworden, daß der Aufbau des Atoms an Mannigfaltigkeit dem der größeren Massenkomplexe nichts nachgibt; wir sind also noch weit davon entfernt, die chemischen Unterschiede der Stoffe auf Zahl und Bewegungsunterschiede von Elektronen, die in dieselbe Grundmaterie eingelagert sind, zu erklären, wir können zunächst nur versuchen, die Mannigfaltigkeit der chemischen Erscheinungen in Gruppen aufzulösen, von denen einige der Schwingungen ausgezeichneter Elektronen im Atomverbande, andere den Eigenschaften des übrigen positiven Restes der Atome zugeschrieben werden. Schon von diesem beschränkten Standpunkt aus darf ein großer Nutzen für unsere Erkenntnis erwartet werden, da es ganz den Anschein hat, daß die chemische „Verwandtschaft“ ihre Quelle in den Eigenschaften gewisser ausgezeichnete Atome hat.

Bei den radioaktiven Veränderungen tritt der innere Aufbau des Atoms aus elektrischen Teilen unmittelbar zutage. Aber diese radioaktiven Veränderungen unterscheiden sich bisher von den chemischen Umsetzungen dadurch, daß sie freiwillig geschehen und durch keine Einwirkung von uns beeinflusst werden können. Trotzdem ist der Gedanke an eine Verknüpfung radioaktiver Verwandlungen mit den gewöhnlichen chemischen Umsetzungen nur wieder die Aufnahme einer alten Idee in veränderter Form, nämlich der Frage, ob eine chemische Umkehrung wirklich vollständig erschöpfend dadurch dargestellt ist, daß dieselben Atome auf den beiden Seiten einer chemischen Gleichung verschieden dargestellt sind. Vielmehr kommt hierbei wahrscheinlich die Ausfendung von Elektronen mit ins Spiel, und die Ueberlegungen und Versuche des Vortragenden zeigen, daß hier ein Gebiet liegt, dessen eingehendere Bearbeitung die darauf verwendete Mühe wohl lohnt.

Professor Steinmann-Bonn sprach dann über die

Abstammungslehre, was sie bieten kann und was sie bietet.

Seit ihrer Neubegründung durch Darwin hat es auch nie an Widersprüchen gegen die ihr gegebene besondere Form, besonders gegen die Art ihrer Begründung durch natürliche Auslese, gefehlt, und in neuester Zeit konnten fernstehende leicht den Eindruck erhalten, als ob dadurch die Abstammungslehre selbst in ihren Grundlagen erschüttert sei. Aber gerade das Prinzip der Deszendenz (Abstammung) und Kontinuität (Zusammenhangs) in der belebten Natur wurzelt heute fester denn je in unserem naturwissenschaftlichen Denken, ja, es erscheint uns heute als die einzig mögliche Form, unter der wir überhaupt die Erscheinungen und Veränderungen des Lebenden wissenschaftlich behandeln können. Wie uns die Entstehung der Gebirge oder die Mannigfaltigkeit der Oberflächengestaltung der Erde nur unter dem Gesichtspunkt der Kontinuität und der Summierung von Wirkungen bestimmter umwandelnden Faktoren begreiflich werden, so gelten uns auch die Lebewesen als historisch gewordene Erzeugnisse, deren Wandlungen auf bestimmte Einflüsse zurückgeführt werden müssen. Im Grunde ist die Abstammungslehre nichts anderes, als die Uebertragung selbiger Methode einer mechanistischen Erklärung, die für die unbelebte Natur seit langem unbestritten gilt, auf die belebte Natur.

Bei der Frage nach dem Zusammenhang ähnlicher Formen wird die Antwort in der heutigen Abstammungslehre meist dahin gegeben, daß die hervorstehenden Eigenschaften in erster Linie zu stehen haben, zum Beispiel die Art der Fortpflanzung. Auf dieser Grundlage sind die Vorstellungen von den sogenannten Urformen der Säuger, der Vögel usw. erwachsen, von denen sich die Gesamtheit aller späteren Vertreter ableiten soll. Darwin selbst urteilte viel vorsichtiger und führte aus, daß für die Ermittlung der Abstammung zahlreiche Ähnlichkeiten in nebenstehenden Punkten die Linien der Abstammung besser offenbaren, als die bedeutsamen, aber wenigen Ähnlichkeiten, die zunächst in die Augen fallen. Gerade auf diesem von Darwin gewiesenen Wege vorzuschreiten werden wir die Faktoren der allmählichen Umbildung der Lebensformen besser erkennen und unser Kausalbedürfnis bei der Auffassung des Zusammenhangs der Lebewesen vollständiger befriedigen.

Zum Schluß streifte der Redner auch die Frage nach dem Verhältnis des Unbelebten zum Belebten, die freilich mehr eine Frage naturhistorischer als naturwissenschaftlicher Erkenntnis sei. Dem Naturforscher, der die gewaltigen Fortschritte auf geologischem Gebiet verfolgt, erscheint das Leben immer deutlicher und klarer an spezifisch irdische Bedingungen gebunden. Er wird auf Grund der gesamten Entwicklung des Leben als etwas Sekundäres auf das Unbelebte zurückzuführen versuchen; aber man kann den Einwurf nicht entkräften, daß die Einheit von Belebtem und Unbelebtem heute keineswegs in dem Grade sicher-

gestellt ist, wie es von einer naturwissenschaftlichen Theorie herlangt werden muß.

Als letzter Redner sprach Professor Schmid-Zwidau über **Biologische Schülerübungen.**

Er führte aus, wie gerade durch die eigene Tätigkeit auch das eigene Denken gefördert wird und wie speziell durch die Beschäftigung mit biologischen Fragen Ehrfurcht vor dem Leben erzeugt wird. Kinematographische Vorführungen gaben ein anschauliches Bild dieses Unterrichts, wie er in dem Gymnasium in Zwidau gehandhabt wird.

Kleines feuilleton.

Vom Vogelmord. Der Massenmord der Vögel, besonders zu Nahrungszwecken, steht leider noch immer in hoher Blüte, und seine Bekämpfung ist eine der wichtigsten Aufgaben jener großen internationalen Bewegung, die sich die Beschützung unserer geflügelten Luftbewohner zur Aufgabe gemacht hat. In seinem soeben erschienenen „Vogelschubuch“, das einen umfassenden Ueberblick über die Notwendigkeit, die Ausführung und die bisherige Gesehgebung des Vogelschubes bietet, teilt Dr. Carl H. Hennicke interessante Einzelheiten über die Ausdehnung und Art des Vogelmordes in Europa mit. Bei uns in Deutschland hat die Vogelschubgesehgebung noch einige Lücken gelassen, durch die so manche Vogelmörder hindurchschlüpfen konnten. Zunächst ist durch das Geseh der Fang auf dem Vogelherde nicht verboten, so daß Krammetsvögel zum Beispiel mit Schlagnetzen und anderen Fangvorrichtungen gefangen werden können. Dann aber sind die nach Maßgabe der Landesgesehgebung jagdbaren Vögel ausgenommen. Deshalb besteht in Bayern der Massenmord der Bergfinken oder Bohammer als eine Art Volksbelustigung weiter. Auf Helgoland ist es noch erlaubt, jagdbare Vögel, zu denen ja leider ebenfalls Drosseln aller Art gehören, ohne Jagd- und Erlaubnischein mit Blendlaterne und Kästchen nachts zu fangen. Dabei finden auch sehr viele Lerchen und Stare ihr Ende. Das Lieblingsgericht des Helgoländers, die „Drosselsuppe“, ist also schuld daran, daß es auch noch bei uns eine Stätte des systematischen Vogelmordes gibt, wie er sonst vor allem in Italien vorkommt. Kein anderes Land vernichtet unsere Zugvögel in so ausgedehntem Maße wie Italien, kein anderes Land ist ihnen so gefährlich, weil die Hauptzugstrassen der Vögel über Italien und die italienischen Inseln gehen. Die ungefähr 450 Vogelarten, die Italien bewohnen und besuchen, bestehen zum großen Teil aus Zugvögeln, die auf dieser schmalen „Brücke“ von Mittel- nach Nordeuropa fliegen. Da bei diesen Zügen große Vogelmassen auf verhältnismäßig kleinem Raum zusammengedrängt werden, so fallen sie in ungeheuren Mengen den raffinierten Fangvorrichtungen der beutelustigen Italiener zum Opfer. Um welche Mengen es sich dabei handelt, weist Hennicke durch einige Zahlen nach. In Colico, an der Nordspitze des Comer Sees, fängt ein Vogelfestler mit seinen Netzen an den günstigsten Tagen durchschnittlich 2000 Vögel. Ein anderer in Pizze di Ledro, nördlich vom Gardasee, erreicht in der Regel die gleiche Zahl. Am 4. und 5. Oktober 1901 erbeutete er sogar 5000 Stück, unter denen sich 2500 Drosseln befanden. Am 23. Oktober wurden ungefähr 2000 Lerchen mit Vogelklein gefangen. Ein Vogelhändler in Toskana lieferte in der Zeit vom 20. August bis 15. Dezember 1901 3612 tote und 1720 lebende Vögel. Nach dem Berichte der Präfektur von Messina exportierten die drei größten Schiffsahrtsgesellschaften Italiens, Florio, Peirano Danovato und Messaggerie Francesi in der Zeit vom 1. bis 10. Mai 247 000, 39 000 und 25 000 Wachteln, also in zehn Tagen 596 000 Stück. Nach Ballon wurden im Herbst 1890 allein 4309 Kilogramm Vögel auf der Bahn versendet, und auf dem Markt von Udine wurden 620 496 Stück gebracht. Im Oktober 1889 wurden am Stadttore von Brescia 8829 Quintal Vögel gleich 423 800 Stück versteuert.“ Die schonungslose Art, mit der der Italiener den Vögeln nachstellt, hat bereits dazu geführt, daß sich die im Lande bleibenden Tiere stark vermindert haben. Nach statistischen Aufstellungen hat der Massenmord auf den Bestand der Brutvögel einen solchen Einfluß gehabt, daß zum Beispiel auf einem Gebiete von 60 Hektar, wo früher über hundert Nester zu finden waren, die Jungen kaum noch in zwei oder drei Nestern groß werden konnten. Da die Zahl der eigenen Vögel stets geringer wird und der Italiener doch nicht auf die ihm so liebe, für den Fremden höchst fragwürdige Mahlzeit der „piccoli uccelli“, verzichten will, so legt er sich mit immer größerem Eifer auf den Fang der Zugvögel und wirkt dadurch auch zerstörend auf den Bestand der Vogelwelt in den Ländern, aus denen die Tiere stammen. Er bedient sich der raffiniertesten und kompliziertesten Fangvorrichtungen, um gleich immer ganze Schwärme von Vögeln in seine Netze zu locken. Doch nicht nur in Italien werden die Vögel in Massen gefangen, sondern auch in einem Teil von Frankreich, in Spanien, Portugal, den Balkanstaaten, Kleinasien und Nordafrika. 1898 wurden aus Aegypten allein 1 275 490 Wachteln versandt. An der Spitze aller Vogelmörder aber steht doch der Italiener. Die Zahl der in Italien in einem Jahre getöteten Vögel rechnet man auf 250 Millionen. Durch diese furchtbaren Verheerungen ist bereits eine deutliche Abnahme des gesonten Vogelbestandes der Welt hervorgerufen worden. Auch in Norwegen wird der Vogelfang sehr eifrig betrieben; es sind hier wie auf Island und den Färö-

inseln besonders die Lunde, Lummern und andere Bergvögel, die in Netzen gefangen werden. Die Jagd erfolgt mit flachen Netzen, die an 3 Meter langen Stangen befestigt sind, und ist so ergiebig, daß es einem geschickten Vogelfänger an einem Tage gelingt, 1000 Stück abzuwürgen. Die Zahl der auf Färöern in einem Jahre gefangenen Lunde wird auf 335 000 Stück geschätzt. Da diese Tiere ebenso wie die Krammetsvögel ein vielbegehrter Federbissen sind, so ist es der Magen, der ja in so vielen Fragen des Lebens die herrschende Rolle spielt, letzten Endes auch hier, der die Ausrottung mancher Vogelarten bedingt und den Vogelmassenmord begünstigt.

Meteorologisches.

Zur Mechanik der Böen. Die Fortschritte der Luftschiffahrt machen es immer mehr und mehr zu einer Notwendigkeit, die Vorgänge in der Atmosphäre dem genauesten Studium zu unterwerfen. Unter diesen Erscheinungen sind es Böen, die durch ihre Festigkeit und Blösigkeit die größte Gefahr in sich bergen. Sie haben schon manchem Flieger das rasche Verderben gebracht. An der Hand der zahlreichen Laboratoriumsversuche unternimmt es W. Schmidt in dem Augustheft der „Meteorologischen Zeitschrift“, dem Problem der Böenentstehung näher zu treten.

Das wesentliche an Böen und verwandten Erscheinungen liegt, wie schon lange erkannt wurde, in einem Einbruch kalter, schwerer Luft, welche sich unter die vorher vorhandene wärmere und leichtere einschiebt. Um von der Art dieser Einschlebung richtige Vorstellungen zu erlangen, machte der Verfasser eine Reihe Versuche zuerst mit dem Eindringen schwerer Flüssigkeit unter leichtere, dann mit dem Eindringen des Tabakrauches unter die Luft. Bei allen diesen Versuchen fand er, daß die eindringende Masse sich keineswegs unter die leichtere ruhig und gleichmäßig verteilt, sondern am Vorderende einen erhöhten „Kopf“ bildet, der eine heftige Bewegung der leichteren Masse nach aufwärts erzeugt. Diese Beobachtung liefert ein sehr gutes Bild der Vorgänge, wie sie bei einer Böe angetroffen werden. Da ist es zunächst die Kopfform, die die Festigkeit der Erscheinung, ihre Konzentration auf eine kurze Strecke, insbesondere aber die Raschheit des Druckanstieges am Boden erklärt. Schon eine geraume Strecke vorher ist die Luft nach vorne gedrängt; es ist also einen, wenn auch sehr schwachen, Wind zu erwarten. Viel wichtiger ist die sich daraus entwickelnde Bewegung nach aufwärts, die etwa ein Siebentel der Geschwindigkeit der einströmenden Luft erreicht. Hier, vor und über dem heranrückenden Kopf, muß sich die Luft durch Hebung abkühlen und, wenn sie vorher schon ziemlich mit Feuchtigkeit gesättigt war, einen Teil des Wasserdampfes in Wolken kondensieren. Damit bekommen wir eine Erklärung der raschen Entstehung der Schichtwolken in großer Höhe oft schon geraume Zeit vor der Böe. Dadurch wird aber auch die eigentliche Natur der Böenwolke klar. Diese Wolke zieht demnach nur ganz wenig mit der Erscheinung mit, bildet sich vielmehr an ihrem vorderen Ende immer neu mit großer Schnelligkeit, wodurch auch die Möglichkeit bedeutender Niederschläge erklärt ist. Hat der höchste Punkt des Kopfes den Beobachtungsort passiert, so tritt Abwärtsbewegung ein, mit ihr die Erwärmung und Auflösung der Wolken. Wir haben wieder mehr oder weniger klaren Himmel. Dieses Bild der Böenentwicklung wird in der Natur als typisch beobachtet, es stimmt also vollkommen mit dem durch das Experiment gewonnenen überein.

Dieselbe Übereinstimmung liefern uns die weiteren Schlussfolgerungen des Verfassers hinsichtlich der Fortpflanzungsgeschwindigkeit und der Dauer der Böen. Für die erstere erhält er als mittleren Zahlenwert 45 Kilometer pro Stunde; für die Dauer des Vorübergangs des Kopfes etwa 3 bis 4 Minuten. — Es erübrigt sich, auf die Wichtigkeit dieser Untersuchung für die Praxis besonders hinzuweisen. Die Böengefahr liegt in der Tatsache des Nebeneinanderlagerns warmer und kalter Luft; für die praktische Meteorologie erwächst demnach die Aufgabe, die Temperaturmessungen systematisch auch in den höheren Schichten der Atmosphäre vorzunehmen.

Geologisches.

Der Rückgang der Alpen-Gletscher. Bereits im vorigen Jahr war fast überall, in Skandinavien sowohl wie in den Alpen, ein starker Rückgang der Gletscher zu konstatieren. Von 54 genau beobachteten Gletschern des Schweizer Alpengebirges zeigten nicht weniger als 36 ein starkes Abschmelzen, wogegen nur zwei ein Anwachsen aufwiesen, der untere Grindelwaldgletscher und der Serrouge im Waadtland, die ihre Zunge in den letzten 4 Jahren um 74 bzw. 26 Meter vorgeschoben haben. Dagegen sind zurückgegangen u. a. der Rhonegletscher um 34, der Arollagletscher um 26, der Durandgletscher um 25, der Mettgletscher um 20 Meter, und das allein im Sommer 1910. Wie sich der diesjährige heiße und trockene Sommer im Hochgebirge äußern wird, läßt sich vor dem nächsten Frühjahr nicht vollständig übersehen. Jedenfalls werden wir mit einem ganz außergewöhnlichen Schwinden des Gletschereises zu rechnen haben. Wer in diesem Jahre die Alpen besuchte, dem mußte diese Beobachtung sich schon aufdrängen. Von Gipfeln und Gängen war der „ewige“ Schnee weggeschmolzen, und weder Neu- noch Firnschnee deckte das Eis der Gletscher, deren Fäden und Risse und Spalten auf diese Art scharf hervortraten. Größer als je waren auch die Mengen Schmelzwassers, die die Gletscherbäche zu Tal sandten, ein Beweis dafür, wie stark die Eismassen reduziert wurden.